Weber, Matthias M.: **Ernst Rüdin**. Eine kritische Biographie. Berlin etc., Springer, cop. 1993. XIII, 352 S. Ill. DM/SFr. 68.–. ISBN 3-540-57371-2.

Neben der Arbeit von Sheila Weiss über W. Schallmayer liegt mit der zu besprechenden Schrift die zweite ausführliche Untersuchung über einen führenden Rassenhygieniker vor. Gestützt auf eine breite Basis zumeist archivalischer Quellen, wobei etliche neue erschlossen wurden, handelt Weber die Lebensstationen Rüdins ab. Rüdin war ein rassenhygienisch denkender Psychiater. Dass er sich von Anfang an nicht als Theoretiker verstand, der nur neue rassenhygienische Konzepte um ihrer selbst willen ersann, zeigt die von ihm entwickelte Empirische Erbprognose. Sie begründete nicht nur sein wissenschaftliches Ansehen im In- und Ausland. Sie diente ihm auch als wissenschaftliche Legitimation rassenhygienischer Massnahmen. Denn Zeit seines Lebens, betont Weber, war es sein Ziel, der Rassenhygiene zur praktischen Anwendung zu verhelfen. Dieser Absicht, deren Realisierung er sich vom Dritten Reich versprach, ordnete er seine Arbeitskraft genauso kompromisslos unter wie die Tätigkeit der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, deren Direktor er seit 1931 war. Es war für ihn nur folgerichtig, sich mit seinem Institut der nationalsozialistischen Gesundheits- und Rassenpolitik zur Verfügung zu stellen. Umgekehrt respektierten ihn die Nationalsozialisten als einen führenden Repräsentanten der wissenschaftlichen Rassenhygiene. Rüdins Verhalten wirft natürlich Fragen auf. Der berechtigte Wunsch Webers, sich nicht bei ihrer Beantwortung zum Richter aufzuwerfen, führt jedoch zu unbefriedigenden Konsequenzen. Wenn er von Ereignissen berichtet, die Rüdin in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen, folgt er dem «zwar-aber»-Prinzip. Damit werden jedoch die Grenzlinien zwischen individueller und wissenschaftsimmanenter Verantwortung verwischt. Auch die Terminologie leidet darunter. Z.B. bezeichnet er Rüdins in zwei programmatischen Texten von 1942 und 1943 dokumentierte Zustimmung zur «Euthanasie», die zukünftig von Ärzten routinemässig und nicht mehr geheim durchgeführt werden sollte, als «zumindest eine stillschweigende Duldung» (S. 280) von Patiententötungen. Diese Einwände sollen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass jeder, der sich mit der Geschichte der Rassenhygiene beschäftigt, zu diesem materialreichen Buch greifen muss.

Georg Lilienthal, Mainz

Schipperges, Heinrich: **Arzt im Purpur. Grundzüge einer Krankheitslehre bei Petrus Hispanus (ca. 1210 bis 1277)**. Berlin etc., Springer, 1994. VI, 133 S. (Veröffentlichungen aus der Forschungsstelle für Theoretische Pathologie der Heidelberger Akademie der Wissenschaften). DM/SFr. 59.–. ISBN 3-540-57756-4.

Dieser Petrus Hispanus hat eine ungewöhnliche Karriere gemacht: vom Magister der Philosophie in Paris – er ist Verfasser eines einflussreichen Buches über die Logik – zum Professor der Medizin in Siena, dann Leibarzt des Papstes Gregor X. Schliesslich klettert er die Kurienleiter hinauf, bis er 1276 selbst als Johannes XXI. Papst wird, ein nicht nur von unserer Zeit her gesehen bemerkenswerter Umstand: er blieb (bisher) der einzige *Arzt im Purpur*. Der Autor hat es unternommen, aus den verstreuten Quellen dessen medizinische Lehre im Überblick vorzustellen. Dabei bietet der bisher nicht edierte Kodex 1877 der Madrider Nationalbibliothek die breiteste handschriftliche Basis. Daraus wird im Folgenden ausführlich, wenn auch nicht in grösser-